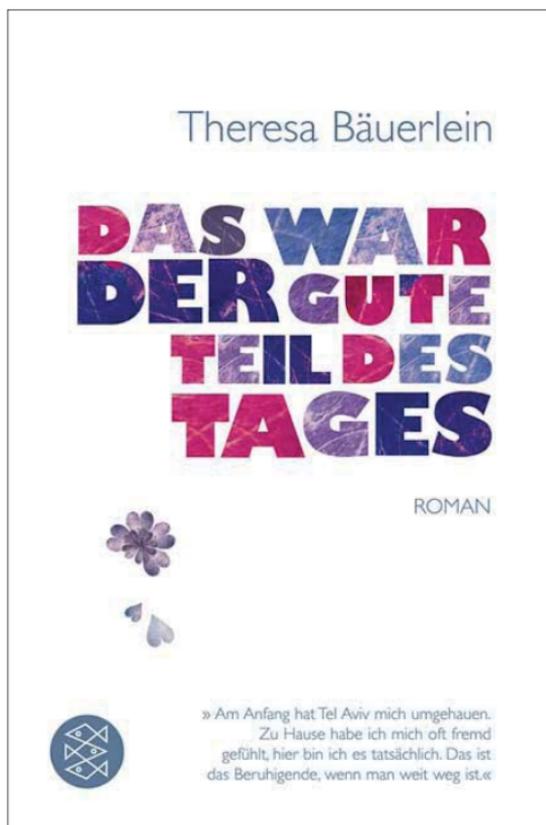


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Theresa Bauerlein

# Das war der gute Teil des Tages

Roman



Preis € (D) 7,95 SFR 15,00 UVP

240 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17292-4

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere fur die Vervielfaltigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

Die Autisten haben schlechte Laune und schwitzen, die Pfleger auch.

Als ich heute Morgen zur Arbeit gekommen bin, saß der Neue am Tisch, trank schwarzen Pulverkaffee und passte nicht ins Bild. Jetzt ist sein Blick nach oben gerichtet, eindeutig zweifelnd. Ich zuckte mit den Schultern, sage »Anders geht es nicht«, setze einen Fuß auf die Klinke, greife in den Türrahmen, stoße mich ab und rutsche durch den Spalt zwischen dem Rahmen und der Tür, die immer abgeschlossen ist. Mit einem Krachen komme ich auf dem Boden auf und bin sicher, dass in der Werkstatt unter mir, wo die Autisten gerade wieder Hustenbonbons abzählen, ein Bild von der Wand gefallen ist. Ich rappele mich auf und trete zur Seite, gerade rechtzeitig. Der Neue rutscht durch den Spalt hinter mir und landet wie eine Katze. »Geht doch«, sage ich ermunternd. Er lächelt schief.

Das Dach ist eine beigefarbene Fläche mit einer brusthohen Mauer. Viel Müll überall, verrostete Drahtrollen, grün gestrichene Bretter, kaputte Stühle. Die Stadt breitet sich kilometerweit um uns aus, das alte Zeug hier oben wirft Schatten, ohne die das Dach in der Sonne ein offener Grill wäre. Der Neue dreht sich einmal um sich selbst, nickt anerkennend. Ein fremdes Gesicht, mit leicht gekrümmter Nase, schmalen Lippen, hohen Wangenknochen. Mein erster Gedanke war: *Jesus*. Ich kann mich beim besten Willen nicht an seinen Namen erinnern.

Wir gehen zur Mauer und lehnen uns dagegen. Meine Handflächen fangen an zu jucken, wie immer, wenn ich aus großer Höhe herunterschaue. Ich kämpfe gegen den Wunsch, in die Tiefe zu springen – nur weil ich wissen möchte, wie der Sprung sich anfühlt. Vorsichtshalber halte ich mich an der Mauer fest, bis meine Fingerknöchel weiß werden.

Heute Morgen bin ich zum 62. Mal, seit ich aus Deutschland weggefahren bin, in einer halbwegs aufgeräumten Wohnung im Zentrum Tel Aviv aufgestanden, habe eine Tasse Pulverkaffee getrunken, einen Hausschuh nach einer Kakerlake geworfen, sie knapp verfehlt, und dann den Bus zur Arbeit genommen. Der Bus ist nicht explodiert. Das war der gute Teil des Tages. Den Rest regierte Olga, die mir alle fünf Minuten auf Deutsch Befehle zubellte und mich dabei ansah wie etwas, das sie von ihrer Schuhsohle heruntergekratzt hatte. Ich denke, es gibt einen dunklen Zusammenhang zwischen der Tatsache, dass meine Chefin deutsch spricht und dass sie mich von Anfang an nicht leiden konnte. Ich kann mir kaum vorstellen, wie ich das sein soll: jemandes Feind, oder so etwas Ähnliches. Aber Olga findet Gründe, mich zu hassen. Ich würde gerne fragen, aber nicht mal eben zwischendurch, und ich fürchte, dass es noch ein paar Jahrzehnte dauern könnte, bis wir mal abends zusammen einen trinken gehen werden.

Mein Herz klopft durch den Bauch hindurch gegen den kalten Stein der Mauer. Mein Gesicht liegt im Schatten, das des Neuen in der Sonne, das Licht fällt durch seine heufarbenen Locken, sodass es aussieht, als hätte er eine Erleuchtung. In Sachen Mitarbeit macht er an seinem ersten Tag nicht mehr her als eine hübsche Zimmerpflanze, aber ich bin froh, dass er da ist, er scheint anders zu sein. Bis jetzt war ich immer allein auf dem Dach, wenn ich ein bisschen Abstand zu Olga und dem verqualmten, kirmeshafte Chaos der Stadt haben wollte. Die meisten meiner Kollegen machen den Job, als wären sie Teil einer Sekte und nicht Teil eines schlecht bezahlten Pflorgeteams. Sie scheinen Autismus mit einer heiligen Krankheit zu verwechseln, sie reden über die Heimbewohner, als wäre jeder einzelne ein Cousin des Messias und nur deshalb ein bisschen seltsam. Vielleicht weiß ich zu wenig über Autisten, ganz zu schweigen vom Messias, aber in meinen Augen benimmt sich Amir, mit dem ich täglich zu tun habe, wie ein normaler junger Mann mit extrem schlechten Manieren und Hormonstau. Der unangenehme Unterschied besteht darin, dass

ich Amir nicht anschreien kann, wenn er mit einer Erektion, an der man problemlos Badetücher aufhängen könnte, auf mich zuwankt.

»Hast du Zigaretten?«, frage ich den Neuen. Er greift hinter sein rechtes Ohr und wirft mir eine Zigarette zu, deren Filter einen schmalen, goldgefärbten Rand hat. Darüber steht »Noblesse«. Der Tabak ist grob wie Krautsalat, nach einem Zug dreht sich alles und ich lege mich auf den Boden, bevor sich mein halbverdautes Frühstück in Richtung Stadt drängen kann.

»Du siehst blass aus«, stellt er fest. Er schaut zu mir herunter und atmet einen Schwall Rauch aus. Ich nicke, zu schlaff, um zu antworten, ich sehe immer blass aus, mein Magen ringt schläfrig mit billigem Zigarettenrauch, meine Haare liegen ausgebreitet auf dem Boden und mein Rücken wird auf den heißen Steinen gebacken. Ich treibe durch die Pause wie auf einem Boot in einer karibischen Meeresbucht, von mir aus kann die Zigarettenpause Stunden dauern.

Es gibt einen Berg von Dingen, die ich gerne über den Neuen wissen würde, abgesehen von seinem Namen. Er sieht nicht sonderlich interessant aus, zu glatt, mit seinen hellen Haarspitzen, den abgewetzten Jeans und T-Shirts und der Piloten-Sonnenbrille, wie ein kalifornischer Beachboy, der in der Wüste dem Teufel seine Seele im Tausch gegen ein paar Skateboardtricks verkaufen möchte. Der Stil geht mir auf die Nerven. Aber er hat etwas an sich, schwer zu sagen, so etwas Verlorenes, trotz dieser blendenden Selbstsicherheit. Als wüsste er ganz genau, wer er ist, müsste aber erst noch herausfinden, auf welchem Planeten man ihn ausgesetzt hat.

»Tom?«, sage ich.

»Ja?«

»Nichts, ich hatte nur deinen Namen vergessen.«

»Ach.« Er klingt verwirrt.

»Ist nicht persönlich gemeint.«

»Schon gut.«

Seltsamer Name, für einen Israeli. Hebräisch ist schön, es dröhnt und kracht, als würde jemand mit offenem Mund Knäckebrot essen und gleichzeitig aus der Bibel vorlesen. Ich wollte es lernen, aber es ist überhaupt nicht nötig. Ich habe mir immer etwas auf mein Englisch eingeildet, aber die meisten Israelis sprechen es besser als ich, mit einem Kaugummi-Gangster-Akzent, den sie wahrscheinlich im Kino lernen, da die Filme nicht hebräisch synchronisiert werden.

»Du erinnerst mich an eine Schauspielerin«, sagt er.

»Welche?«

»Mena Suvari.«

»Kenne ich nicht.«

»Die Blonde aus American Beauty. Das Teenagermädchen, in das sich der Hauptdarsteller verliebt.«

»Habe ich nicht gesehen.«

»Was? Du kennst American Beauty nicht?«

»Nein. Pulp Fiction übrigens auch nicht.« Ich erzähle gerne, dass ich Pulp Fiction nicht gesehen habe. Die meisten Menschen reagieren, als wüsste ich nicht, dass Sauerstoff das Zeug zum Atmen ist.

»Du vergisst meinen Namen, du kennst Pulp Fiction nicht – entschuldige, das klingt, als wäre mit dir irgendetwas nicht ganz in Ordnung.«

»Weil ich deinen Namen vergesse? Bist du so wichtig?«

Er grinst. »Nein. Ist schon okay. Eigentlich sollte es ein Kompliment sein. Ich mag Mena Suvari.«

»Netter Versuch.« Er lächelt. Ich finde ihn dreist. Es ist sein erster Tag, aber er drückt sich mit der Selbstverständlichkeit eines verdienten Veteranen vor allem, was anstrengend ist. Das Verrückte ist, dass er damit durchkommt. Vielleicht liegt es an diesem unglaublichen, jungenhaften Selbstbewusstsein, das er abstrahlt. Er verändert Räume wie eine gefärbte Glühbirne, drei Quadratmeter um ihn herum wird alles tomfarben. Selbst Olga kann er damit blenden.

»Ich habe noch eine Frage«, sagt er.

»Noch mehr Filme?« Die Hitze bringt mich zum Gähnen.

»Nicht ganz. Was machst du hier?«

»Hm? Das Gleiche wie du, arbeiten.« Er kann ruhig ein bisschen zappeln, nachdem er den ganzen Vormittag den Cowboy in der Hängematte gespielt hat.

Er schüttelt ungeduldig den Kopf. »Ja klar, aber wieso machst du das in Israel?«

Ich spanne meine Bauchmuskeln an und richte mich auf. »Die ehrliche Antwort?«

Er zuckt mit den Schultern. »Am liebsten schon, aber eine richtig gute Lüge wäre auch interessant.«

»Vor einem halben Jahr habe ich angefangen, die Bibel zu lesen. Und da habe ich zum ersten Mal verstanden, dass meine Seele in das gelobte Land zurückkehren will.«

Er nickt, unbeeindruckt. »Das war logen.«

Ich grinse. »Ja.« Er schaut mich an und wartet auf mehr, aber ich stecke mir wieder die Zigarette zwischen die Lippen.

Tom runzelt die Stirn. »Kann ich dich danach fragen oder willst du nicht darüber reden?«

»Nein, nein, das ist schon okay.«

»Du kommst aus Deutschland, oder?« Ich nicke, und meine gute Laune verdünnt sich ein bisschen, nervös betrachte ich sein Gesicht. Hoffentlich reagiert er nicht wie Olga.

In seiner Miene spielt sich nichts ab, das ich deuten kann. »Bist du Jüdin?«, will er wissen.

»Nein«, sage ich. Nervös schnippe ich den Zigarettenstummel weg. Er fliegt knapp an Toms Hand vorbei.

»Sonst wie religiös?« Ich schüttele den Kopf und entspanne mich. Das hat mich bisher jeder gefragt.

Er lächelt. »Sehr gut, religiöse Menschen sind mir unheimlich. Aber dann verstehe ich nicht, was das Ganze soll.«

»Zufall. Ich wollte weg von zu Hause, und auf die Schnelle habe ich nur in Israel einen Job gefunden, für den ich kein Brunnenbau-Diplom oder so etwas gebraucht hätte.« Nachdenklich betrachtet Tom erst mich, dann seine Hände. Er hat ziemlich breite Finger, mit großen, flachen Nägeln. Wie die meisten Leute

ziehen mich eher schlanke Hände an, aber das ist eigentlich nur ein dummes Vorurteil. Ich schüttelte den Kopf. Was gehen mich seine Hände an.

»Was?«, fragt er.

»Wie, was?«

»Du hast den Kopf geschüttelt.«

»Nichts, ich habe an was anderes gedacht.«

»An was denn?«

»Du bist ganz schön neugierig.«

»Sag's mir einfach, dann bin ich es nicht mehr.«

»Später vielleicht.«

»Also hat es mit mir zu tun.«

»Nein!«

»Aha«, macht er, legt den Kopf schief und grinst mich so an, dass ich ihm am liebsten eins überziehen würde.

Eine Taube flattert vorbei, leider landet sie nicht auf Toms dreistem Schädel, dessen Locken ein perfektes Vogelnest abgeben würden, sondern auf der Mauer. Tom sagt:

»Ich fürchte, das war keine gute Entscheidung.«

»Stimmt«, sage ich abwesend und meine den Vogel.

»Niemand, der sein Hirn zum Denken benutzt, kommt nach Israel.«

»Besten Dank«, sage ich.

»Es gibt keinen akzeptablen Grund, freiwillig herzukommen – außer, du hast keine Wahl, jemand stülpt dir einen Sack über den Kopf und wirft dich über Tel Aviv ab.« Er lacht. »Hey, das wäre doch eine nette Idee für Terroristen, falls ihnen die Selbstmordattentate mal langweilig werden.«

Ich gähne und beschließe, mich nicht weiter aufzuregen. Er denkt, dass ich in meinem Leben noch keine Zeitung gelesen habe.

»Tom, ich weiß, dass die Gegend gefährlicher ist als München, aber ich kann auch vor meiner Haustür von einem Auto überfahren werden.« Ich glaube, ich klinge ungeduldig.

»Ach, das kann dir hier außerdem auch noch passieren«, erwidert Tom leichthin.

»Wenn du es so schlimm findest, was machst du bitte noch hier?«

Er zögert kein bisschen. »Ich mache, dass ich hier wegkomme. Und das Gleiche würde ich dir raten. Wenn schon weggehen, dann richtig. Man muss ein Land nehmen, in dem man leben kann. Australien oder Indien, das macht Sinn.«

»Entschuldigung, aber Indien ist auch nicht gerade Disneyland.« Ich hätte ihn für schlauer gehalten. »Und Australien? Wieso denn bitte Australien, was soll daran besser sein?«

»Habe ich doch schon gesagt: das Leben.«

Das Gespräch ist frustrierend. »Ach so, das Leben, klar. Ich könnte bestimmt einen super Job in einem Ferienclub finden, wo ich meinen Animateur-Kollegen Pfirsichlikör aus dem Bauchnabel saufen darf, um Touristen heiß zu machen.«

»Klar, warum nicht.«

»Vielleicht habe ich das nicht klar genug ausgedrückt, aber ich will hier keine Ferien machen, was du auch daran gemerkt haben könntest, dass wir gemeinsam in diesem Irrenhaus arbeiten.«

»Hab ich gemerkt«, bestätigt er mit einem Nicken. »Also, du meinst, es ist moralisch besser, Autisten zu betreuen als Touristen.«

»Hä? Natürlich ist es das. Komm schon, ich habe recht damit, das weißt du.«

Er legt den Kopf noch ein bisschen schief als vorhin. Graue Augen mit einem Kranz zarter Lachfalten, Brauen wie schwarze Pinselstriche. Er betrachtet mich durch seine Stirnlocken. Jemand muss ihm mal erzählt haben, dass das sexy ist.

»Vielleicht«, sagt er. »Vielleicht hast du aber auch einen besseren Grund.«

»Hast du einen Tipp, was das sein könnte?«

»Nein«, er zuckt mit den Schultern, »ist nur so ein Gedanke.« Sein Grinsen ist so breit wie Australien.

Ich glaube ihm nicht, aber ich kann selbst nicht sagen, warum. Das ist kein Kennenlerngeplänkel unter Kollegen, er stellt die Fragen, als hätte er einen Job zu vergeben. Gerade will ich ihn fragen, warum, als aus dem Haus unter uns wütende Laute

dringen, als hätte jemand eine Katze in der Tür eingeklemmt. Der Tonlage nach ist es Amir, der in einem Theaterstück jederzeit die Rolle des wütenden, jungen Mannes besetzen könnte. Außerdem ist er Autist, was Verhandeln mit ihm nicht gerade einfach macht, etwa, wenn man ihm ausreden möchte, beim Mittagessen seinen Schwanz auszupacken.

Jemand sollte ins Haus gehen und nach Amir sehen, aber ich würde lieber eine Packung »Noblesse«-Zigaretten essen, als mich jetzt zu bewegen. »An deiner Stelle wäre ich vor Hitze längst gestorben«, bemerke ich in Toms Richtung und hoffe, er kapiert, dass ich nicht über das Wetter rede.

»Richtig.« Er krepelt sein T-Shirt bis zum Hals hoch und schenkt der Sonne seine ganze Breitseite. Durch jede Ritze des Hauses dringt Amirs ohrenbetäubende Wut.

»Na komm«, sagt Tom träge, »der mag dich doch. Den wickelst du locker um den Finger.«

Fauler Sack, denke ich, sage aber nichts, sondern gebe nach, weil ich manchmal so verdammt gutmütig sein kann; also stehe ich auf und setze mir die McDonald's-Baseballkappe auf, mit der ich aussehe, wie ein Idiot. Im Haus muss ich sie trotzdem tragen, denn wenn Amir richtig wütend ist, verkrallt er sich in den Haaren von jedem, der in seine Nähe kommt. Ich bin gerade dabei, ins Haus zu gehen, als Tom einen Kommentar abgibt, der mir fast den Boden unter den Füßen wegzieht: »Der Junge benimmt sich wie ein Holocaust-Überlebender«, murmelt er, mehr zu sich selbst, und lacht in sich hinein. »Komm schon«, ruft er, als er mein Gesicht sieht, »ihr Deutschen versteht einfach keinen Spaß.« Das Schreien im Haus hört auf.